

Feldzüge dieser Grundstücke besondere Fragebogen auszufüllen, die die Gemeindebehörde ihres Betriebsbüros verteilt. Sollten sie bei der Verteilung dieser Fragebogen versehenlich übersehen worden sein, so haben sie dies der Gemeindebehörde anzuzeigen, die ihnen dann die erforderlichen Fragebogen auszuhandigen hat. Die Verteilung der Fragebogen erfolgt nicht vor dem 25. April.

Die zuständige Behörde oder die von ihr beauftragten Personen sind befugt, zur Ermittlung richtiger Angaben über die Anbau- und Ernteflächen die Grundstücke der zur Angabe Verpflichteten zu betreten, Messungen vorzunehmen sowie die Geschäftsbücher der Bewirtschafteter einzusehen, auch hinsichtlich der Größe der landwirtschaftlichen Güter oder einzelner Grundstücke Auskunft von Behörden einzuholen.

Zuständige Behörde im Sinne von § 7 der Bundesratsverordnung vom 21. März 1918 ist zugleich für die selbständigen Gutsbezirke in den Städten mit Kreisrätern Städteordnung der Stadtrat, in den übrigen Städten der Bürgermeister, in den Landgemeinden der Gemeindevorstand.

§ 10.

Wer vorsätzlich die Angaben, zu denen er verpflichtet ist, nicht oder wissentlich unrichtig oder unvollständig macht, oder wer das Betreten der Grundstücke oder die Vornahme der Messungen oder die Einsicht in die Geschäftsbücher verweigert, wird mit Gefängnis bis zu 6 Monaten und mit Geldstrafe bis zu 10000 M oder mit einer dieser Strafen belegt.

Wenn die Handlung aus Fahrlässigkeit begangen worden ist, tritt Geldstrafe bis zu 3000 M ein.

§ 11.
Etwas bei der Bearbeitung der Erhebungsergebnisse seitens des Statistischen Landesamtes wahrgenommene Mängel werden durch das Statistische Landesamt den Stadträten, Bürgermeistern und Gemeindevorständen unmittelbar mitgeteilt worden und sind durch diese mit thunlichster Beschleunigung abzustellen.

§ 12.
Zweck reibungsloser Durchführung der Erhebung ist diese Bekanntmachung in allen Gemeinden sofort auch durch Anschlag zu veröffentlichen.

Dresden, am 12. April 1918.

880 c III L.

Ministerium des Innern.

Mittwoch den 17. dieses Monats nachmittags von 2-4 Uhr letzte Ausgabe von Petroleumbezugsmarken.

Anspruch auf Bezugsmarken haben nur diejenigen, die ausschließlich auf Petroleum angewiesen sind.

Das Öl ist gegen Abgabe der Marken bis spätestens Ende April bei der Fa. Max Berger hier abzuholen, da laut Reichsanwalter-Verordnung am 1. Mai der Petroleumverkauf eingestellt werden muß. Petroleum darf vom 1. Mai bis 16. September 1918 nicht mehr abgegeben werden.

Wilsdruff, am 16. April 1918.

Der Stadtrat.

Wulbergem erstürmt — Neue Kämpfe an der Lys — Die ungeheure Halbjahrsbente

Das heißt durchhalten!

Was unsere Tapferen in Monate währenden Kämpfen im Artois und in Flandern geleistet, gehört der Geschichte an und wird in der Erinnerung weiterleben; doch nur der, welcher die vom Kriege betroffenen Landstriche selbst gesehen, weiß zu würdigen, was der Heimat erspart blieb dank der hingebenden Standhaftigkeit unseres Heeres.

Prinzgongol
Prinzgongol
Gemeindefeldschreiberei

Kronprinz Rupprecht von Bayern hat für die Werbearbeit „Deutsche Worte“ dem Verein Deutscher Zeitungs-Verleger vorsehende Zeilen geschrieben. Diese mahnen die Heimat, den heldenhaften Feldgrauen für ihren Opfermut durch Zeichnung auf die Kriegs-Anleihe zu danken.

Der Verein Deutscher Zeitungs-Verleger veröffentlicht eine Kundgebung des Kronprinzen Rupprecht von Bayern, der mit seinen tapferen Truppen unentwegt dem englischen Aufsturm auf dem Schlachtfeld von Flandern standhielt. In einzelnen Schlachten wollten die Engländer die deutsche U-Bootbasis zerstören. Was die deutschen Truppen hier in mühsamer Tapferkeit an Entbehrungen und Anstrengungen trugen, das wird die Geschichte stets als leuchtendes Vorbild deutscher Standhaftigkeit und deutschen Siegeswillens verzeichnen. Und wiederum loben heilige Kämpfe im Schlachtfeld von Flandern, wiederum hat deutsche Ausdauer den englischen Feind siegreich geschlagen. Anerkennend dieser unerreichten Leistungen an Entfaltung und Opfermut verbleiben die Entbehrungen, die uns in der Heimat auferlegt sind, und wir werden immer von neuem angespornt, uns unserer Truppen würdig zu zeigen. Wie in Flandern das deutsche Feldheer die Heimat vor dem blutigen Schrecken des Krieges bewahrte und Sieg an Sieg erzielte, so muß das deutsche Heimatheer in unverletzbarer

Opferwillen den achten Geldsieg erringen, indem es Kriegsanleihe zeichnet.

Die Frage an den Arzt.

Graf Ottokar Theobald v. Czernin, Kaiser Karls Hausminister und Lenker der auswärtigen Geschäfte der beiden Donaumonarchien, hat am Sonntag Kaiser Karl um Entlassung aus seinen hürdevollen Ämtern gebeten und die Entlassung erhalten. Es ist nicht zu leugnen, daß damit ein Staatsmann vom politischen Schauplatz abtritt, dessen Stimme stets weltpolitische Echo fand und den österreichisch-ungarischen Standpunkt geschickt vertrat, vielleicht ihn allzu sehr in den Vordergrund schob.

Weshalb ging er? Anscheinend einer Formfrage halber. Graf Czernin hat kein Hehl daraus gemacht, von Kaiser Karls Privatbrief vom 17. März 1917 an den Bruder der Kaiserin Rita, Prinz Sixt von Bourbon, nichts gewußt zu haben. Graf Czernin scheint also seine Knie vor dem Wiener Gemeinderat, in der er enthielt, daß die Offensiv kommen müßte, weil Clemenceau auf die Reichsstände nicht verzichten wollte, ohne Kenntnis dieses Briefes gehalten zu haben. Das Duell Clemenceau-Czernin wurde durch die Veröffentlichung des verfallenen Briefes Kaiser Karls zu einem Duell Clemenceau-Kaiser Karl. Graf Czernin wollte und konnte nicht in dieses Duell eingreifen, da er an der Abjuration des Briefes unbeteiligt war. Als Anhänger des parlamentarischen Systems trat er daher zurück.

Unzweifelhaft liegen aber noch andere Gründe für seinen Rücktritt vor. Der Graf ist stets unbedingter Anhänger einer Verständigung gewesen; gleich seine erste Amtshandlung war das erste Friedensangebot der Mittelmächte. Er, auf Bukarests schlüpfrigem diplomatischen Wästel einig, Britanias Vagenpolitik vertrauend, hatte immer wieder das Banner der Verständigung gehißt, trotz aller Ablehnungen und Schmähungen vom Raubverband. Kaiser Karl hat ebenfalls Verständigungsbestrebungen unterstützt und aus dieser Stimmung heraus den Brief an den Schwager aus dem Hause Bourbon geschrieben. Der Senator und Minister im Kabinett Painlevé Sembat spricht in einer Veröffentlichung, die sich übrigens scharf gegen Clemenceau wendet, logar von zwei Briefen Kaiser Karls in der Richtung der Friedensabdahnung. Welcher vernünftiger denkende Mensch, sofern er nicht von Clemenceauscher Selbstverfassung, kann aber in dem Verzicht, den Frieden herbeizuführen, etwas Schlechtes finden?

Prinz Sixt hat den Brief des Kaisers, wie die neueste Lesart aus Paris behauptet, einem Freunde zur Abschrift überlassen und diese Abschrift will die französische Regierung in Händen haben. In dieser Abschrift ist die Verfälschung des Textes enthalten. Kaiser Karl hat erklärt, diese Verfälschung stelle eine Ausherrung über die Reichsstände auf den Kopf. Wo liegt aber der Fälscher? Prinz Sixt sei, behauptet Kaiser Karl, ein ehrenhafter Charakter.

Ran kann man nicht gerade behaupten, daß die Herren an der Seine und der Bananist Clemenceau solche Charaktere wären. Verfälschungen sind in Frankreich seit alters her politische Kampfmittel. Waren es im berühmten Dreyfusprozeß, spielten eine Rolle als Clemenceau beschuldigt wurde, von England monatlich 3000 Franken zu erhalten und darüber von seinen Bourboner Wählern von seinem Kammerkassieren geiragt wurde. Herr Cailaung, der jetzt in einer Zelle des Maison de Santé, des „Gesundheitshauses“, sitzt, weiß ortsige Stücklein von Herrn Clemenceaus — Geschäftlichkeit im Umgang mit Dokumenten zu erzählen. Die Boie des Biedermanns steht Ehren-Clemenceau so, wie einem alten Wolf im Lamms pelz.

Wir wissen nicht, ob Prinz Sixtus bereits sich zu den neuesten Stücklein Clemenceaus gedauert hat. Dieses Stücklein ist gründlich vorbeigelungen und der „Tiger“ hat wieder einen seiner wenigen Zähne verloren. Er hat gehofft, durch sein fälscherstückchen Zwiepsalt zwischen Wien und Berlin zu verurteilen. Entlarvt, heult er seine Wut in einer Lonart hinaus, die dem Pariser Kinnstein angemessen ist. „Es gibt Leute, deren Gewissen verborstet ist“, sagt Clemenceau, der Mann mit den unfauberen Panamafingern. „Kaiser Karl verfällt, in der Unmöglichkeit, ein Mittel zu finden, das Gesicht zu waschen, darauf, zu schwagen wie ein Trümmiger.“

Mit solchem Gassenabenton beweist Clemenceau nur, wie sehr bitter seine Enttäuschung ist. Kaiser Karl läßt nochmals die Fälschung feststellen und erklärt damit die Sache für beendet. Mit politischen Gegnern, die in der Sprache leifender Pariser Marktweiber reden, gibt es keine Diskussion.

Aber eine andere Antwort trifft Herrn Clemenceau. Bereits am 11. April hatte Kaiser Karl dem Deutschen Kaiser versichert, er stehe treu zu Deutschland, und am 14. April sagt er in einer neuen Depesche: „Die Unschuldigungen Herrn Clemenceaus gegen mich sind so niedrig, daß ich nicht gewonnen bin, mit Frankreich über die Sache ferner zu diskutieren. Untere weitere Antwort sind die Kanonen im Westen.“

Herr Clemenceau hat also, wenn das überhaupt noch möglich war, das Gegenteil seines Zieles erreicht. Er hat Deutschland und Österreich noch fester aneinander gekittet und muß seine letzte Hoffnung endgültig begraben, seine Leiborgane verkünden, Clemenceau habe seinen Arzt befragt, wie lange er noch zu leben habe, da er noch drei Monate brauche, um seine Aufgabe für Frankreich zu erfüllen. Nach den Vorgängen der letzten Tage läßt Herr Clemenceau gut, einen Spezialarzt zuzuziehen: einen Nervenarzt — — —

Die Einnahme von Helsingfors.

Berlin, 15. April.

Das Eindringen des deutschen Geschwaders nach Helsingfors war durch dichten Nebel und Badesi sehr erschwert. Innerhalb Helsingfors begegnete das deutsche Geschwader dem

Die Frau mit den Karfunkelsteinen.

Roman von G. Martell.

34]

Aber mit dem Verschwinden des Bildes mit der Frauengestalt in der dunklen Ecke schien auch der Sturm des in der Seele aufgeregten Mannes beschwichtigt. Er schritt weiter. Gleich darauf raffelte des Schlüssels in nächsten Türschloß. Der Kommerzienrat trat ein, zog den Schlüssel wieder ab und schob drinnen den Kiesel vor.

Ein Grauen überflich die Pausende. Was tat er drinnen, so allein mit seinen dunklen Gedanken in den öden, verfallenen Räumen? — Niemand im Hause ahnte, daß er noch hier verkehrte. Wärme behauptete, er sei mit keinem Fuß wieder in den Gang gekommen. Ja, er war krank. Es war nicht, wie die Großmama behauptete, ausschließlich der Gram am ihre verstorbenen Mutter, der ihn so furchtbar verändert hatte — war er doch in den ersten Jahren nach ihrem Tode nicht so verbittert und schwarzgallig gewesen — nein, er war krank, Wahngebilde verfolgten und marterten ihn.

Das Herz kramte sich ihr zusammen vor Weh, indem sie sich vergegenwärtigte, wie er vor ihr, seinem Kinde, in jenem Augenblick fast lebend gestanden und an ihre Mißhilfe, ihre kindliche Treue appelliert hatte. So weit hatte ihn die tatsächliche Krankheit bereits gebracht!

Einen Moment noch horchte sie nach der verrückten Tür hin — es blieb totenstill dahinter —, dann stieg sie mit zitternden Knien aus ihrem Bett, raffte ihre vorhin abgeworfenen Oberkleider zusammen und flog nach einem der vorderen Zimmer.

In der darauffolgenden Nacht brauste der erste Oktobersturm durch das Land. Die ganze Nacht hindurch sauchte und johlte es in den Lüften und gähnte

sich selbst kein Aufatmen; und als es wieder lag wurde, da pfliff die Sturmwindel erst recht durch die Straßen. Die Leute, die über den hochgelegenen Markt gingen, konnten sich kaum auf den Füßen halten.

Die Frau Amtsrätin ärgerte sich. Ihre zarten Füßchen waren ein wenig unsicher und wackelig geworden. Bei starkem Wind traute sie sich nicht mehr auf die Straße, und so mußten die auf den heutigen Tag festgesetzten Besuche mit der heimgekehrten Enkelin in der Stadt unterbleiben.

Margarete war desto zufriedener. Sie sah droben im Wohnzimmer der Großmama und half der alten Dame mit flinken Fingern an der großen prachtvollen Stuhle. Der Teppich sollte auf Herberths Weihnachtsstich kommen, wurde ihr geheimnisvoll zugesichert, eigentlich aber sei er dazu bestimmt, im künftigen jungen Haushalt vor dem Damenschreibtisch zu liegen. Und Margarete stakte unverdrossen an den Häutenbüscheln, auf welche der Fuß der schönen Heloise reiten sollte.

Um vier Uhr kam auch der Herr Landrat vom Amte heim. Er hatte nebenan sein Arbeitszimmer. Eine Zeitlang hörte man drüben Leute kommen und gehen; der Amtsdiener brachte Aktenbündel, ein Sendebarm machte eine Meldung, auch bittende Stimmen wurden laut, und Margarete mußte denken, wie doch die tiefe, behütete Stille in den oberen Regionen des alten Kaufmannshauses völlig verjehnt sei.

Trotz des Sturmes wurde auch ein reizend arrangierter Korb voll köstlichen Tafelobstes aus dem Prinzenhof gebracht. Der Frau Amtsrätin zitterten die Hände vor Freude über die Aufmerksamkeit. Sie öreilte schnellst ein verhüllendes Tuch über den Weihnachtsstich und rief den Sohn herüber.

Der Landrat blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen, als sei er betroffen, noch jemand außer seiner Mutter im Zimmer zu finden; dann kam er näher und grüßte nach dem Fenster hin, an welchem Margarete saß.

„Guten Tag, Onkel!“ erwiderte sie seinen Gruß

freunlich gleichmütig und stierte auf dem Teppichende weiter, das unter dem Tuch hervorlag.

Er zog flüchtig die Brauen zusammen und warf einen zerstreuten Blick auf den Obstkorb, den ihm seine Mutter entgegenhielt. „Seltsame Idee, bei solchem Wetter einen Korb in die Stadt zu jagen!“ sagte er. „Das hatte doch Zeit —“

„Nein, Herberd!“ unterbrach ihn die Frau Amtsrätin. „Das Obst ist frisch gepflückt und sollte seinen Duftanhang nicht verlieren. Und dann — du weißt ja, daß man draußen nicht gern einige Tage vergehen läßt, ohne daß gegenseitig Lebenszeichen ausgetauscht werden. . . . Welch ein Wälscher Duff!“ — Ich werde dir gleich einen Korb voll Birnen und Trauben hinüberstellen —“

„Danke schön, liebe Mama! Freue dich nur selbst daran. Ich erhebe keinen Anspruch — die Aufmerksamkeit gilt einzig und allein dir!“

„Damit ging er wieder hinüber.“
„Er ist empfindlich, weil das Liebeszeichen nicht direkt an ihn selbst adressiert war.“ flüsterte die Frau Amtsrätin der Enkelin ins Ohr, während sie nach ihrer Brille griff und die Arbeit wieder aufnahm. „Mein Gott, noch kann und darf ja Heloise nicht in der Weise vorgehen! Er ist so schen-verschlossen, so unbegreiflich wenig selbstbewußt und scheint fast zu hoffen, daß sie zuerst das entscheidende Wort herbeiführen soll. Tadel ist er furchtbar eifersüchtig, selbst auf mich, auf seine selbstlose Mama, wie du eben gesehen hast. . . . Ja, Kind, darin wirst du nun auch deine Erfahrungen machen!“ setzte sie laut in redendem Tone hinzu und war damit wieder bei dem Thema angelangt, das der Note vorhin unterbrochen.

(Fortsetzung folgt)